

KELLER & JENSEN

HIRN GESPENSTER



THRILLER

HIRNGESPENSTER

KELLER & JENSEN

SÓTANO

INHALT

Neuaufgabe

Das Buch

Keller & Jensen

Vorwort

Prolog

1. Silvie

2. Anna

3. Silvie

4. Sabina

5. Silvie

6. Sabina

7. Silvie

8. Anna

9. Silvie

10. Anna

11. Silvie

12. Anna

13. Silvie

14. Sabina

15. Silvie

16. Sabina

17. Silvie

18. Anna

19. Silvie

20. Sabina

21. Silvie

22. Anna

23. Silvie

24. Anna

25. Sabina

26. Silvie

27. Sabina

28. Silvie

29. Anna

30. Sabina

31. Silvie
32. Sabina
33. Silvie
34. Sabina
35. Silvie
36. Anna
37. Silvie
38. Anna
39. Silvie
40. Sabina
41. Silvie
42. Sabina
43. Silvie
44. Sabina
45. Silvie
46. Sabina
47. Silvie
48. Sabina
49. Silvie
50. Sabina
51. Silvie
52. Anna
53. Silvie
54. Silvie

Epilog

Weitere Romane von Keller & Jensen

Vater, Mutter, Kind †

Klirrende Stille

NEUAUFLAGE

Bei diesem Roman handelt es sich um eine Neuauflage des bereits im Knauer Verlag erschienenen und inzwischen vergriffenen Titels »Hirngespenster«. Sollten Sie dieses eBook versehentlich gekauft haben, wenden Sie sich unter info@ivonne-keller.de an die Autorin.

DAS BUCH

E in Unfall. Eine lange Dunkelheit. Und dann das böse Erwachen.

ALS SILVIE nach einem Sturz zu sich kommt, ist die einst so lebenslustige Frau gefangen in ihrem eigenen Körper. Zwar lebt sie mit ihrem Mann und ihren Söhnen in ihrem früheren Zuhause. Doch die Frau, die sie so liebevoll pflegt, hat Silvie über Jahre als gefährliche Rivalin gesehen.

Wie konnte es dazu kommen? Und wo steckt eigentlich Anna? Silvies Schwester, die seit Jahren kurz vor einem Zusammenbruch stand, scheint verschwunden. Ist sie etwa im Gefängnis? Oder in der Psychiatrie?

Erst allmählich erlangt Silvie ihre alten Fähigkeiten zurück und hegt bald einen schrecklichen Verdacht.

KELLER & JENSEN

Die aus Hessen stammende Krimiautorin Ivonne Keller verfasst unter dem Pseudonym Stina Jensen Inselromane und -krimis – da bot es sich an, die beiden Namen für ihre Thriller miteinander zu verbinden.

Schon seit ihrer Kindheit liebt die Autorin das Spiel mit der Sprache. Bereits in der Schule begeisterte sie sich für englischsprachige Literatur und lernte später während eines Auslandsstudiums im andalusischen Granada Spanisch. Die Faszination für Sprache, gekoppelt mit dem Interesse für alles Menschliche, führte sie neben ihrer früheren Tätigkeit als Personalerin zum Schreiben. Dabei interessiert es sie besonders, was mit Menschen passiert, die kurz davor sind, auszuflippen: Wenn das Leben so anstrengend wird, dass die Fassade bröckelt und man auf das schauen kann, was dahinterliegt.

Nach Zwischenstopps in Granada und Offenbach lebt sie mit ihrer Familie seit vielen Jahren in der Wetterau.

www.ivonne-keller.de www.stina-jensen.de



Familie kann man sich nicht aussuchen.

VORWORT

Die Namen der im Text erwähnten Medikamente sind frei erfunden.

Die Wirkungsweisen jedoch nicht.

Bei einigen der im Roman genannten realen Örtlichkeiten hat sich die Autorin die schriftstellerische Freiheit genommen, sie ihren Bedürfnissen anzupassen. Sollten Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen bestehen, so wären diese rein zufällig. Die Handlung ist fiktiv.

PROLOG

In dem Moment, als ich mit dem Kopf auf den Beton aufschlug, bereute ich, Anna niemals gesagt zu haben, wie sehr ich sie bewunderte. Hätte ich es mal getan, befände ich mich jetzt vielleicht gar nicht in dieser vertrackten Situation. Dann hätte ich eventuell einfach abtreten können.

Mit einer Hand fummle ich am Verschluss meines Sicherheitsstuhls, in der anderen halte ich einen Becher mit Auslaufschutz. Damit ich hier am Küchentisch nicht umkippe, haben sie mir ein Stützkissen hinter den Rücken geklemmt. Nie hätte ich gedacht, dass ich so was noch mal erleben muss! In der einen Minute ist man noch im Vollbesitz seiner körperlichen Fähigkeiten, und in der nächsten findet man sich um Jahrzehnte zurückgeworfen wieder, bringt nicht mal mehr ein deutliches Wort über die Lippen!

Allein wenn ich mich in der Küche umschaue, könnte ich schreien. Auf meinem Sideboard steht eine chinesische Vase. Früher stand die dort nicht. Und überhaupt, alles hier ist vollkommen verändert. Inklusive meine Wenigkeit. Die

Wände sind farbig gestrichen. Die Küche ist neu. Im Wohnzimmer liegt ein grüner Teppich.

Mir läuft der Sabber aus dem Mund, aber das ist auch schon egal - ich habe ohnehin keine Kontrolle darüber. Es ist mir auch niemand böse, sie lächeln und wischen mir das Kinn ab, von Anfang an. Mit meiner Körperbeherrschung steht es nun mal nicht zum Besten, genauso wenig wie mit meinen Gedanken, aber von denen ahnt ja sowieso keiner was. In meinen Tagträumen verfolge ich Sabinas Hausarbeit oder Nils' und Oles Spiel, ohne dass ich merke, wie die Zeit vergeht. Und wenn ich dann mal den Mund aufmache, um auch etwas zu einer Unterhaltung beizutragen oder Nils und Ole eine Anweisung zuzurufen, lalle ich nur. Statt »Macht mit eurem Ball bloß nicht diese hässliche Vase kaputt!«, kommt mir ein solch abscheuliches Kauderwelsch über die Lippen, dass es mir sofort wieder die Sprache verschlägt. Peinlich ist das, so peinlich, dass ich manchmal vor Verzweiflung weine. Oder schreie. Keiner versteht, warum ich schreie; sie glauben, ich hätte Wutanfälle oder Krämpfe - keiner begreift, was wirklich mit mir los ist. Und dann wird wieder der Arzt konsultiert, man mache sich Sorgen wegen dieser Schreierei. Der weiß natürlich auch keine Lösung; das werde sich sicher geben, sagt er.

Vor ein paar Monaten, als ich zu mir kam, fand ich mich in einem gesicherten Bett wieder und begriff nicht, was mit mir passiert war. Ich war eine vollkommen andere. Keine Silvie Jakobi, berufstätige Mutter zweier Söhne, nein, ein hilfloses Geschöpf. Dass ich sogar Windeln trug, muss ich sicher nicht extra erwähnen. Johannes saß stundenlang bei

mir und streichelte meine Hand - genauso wie Sabina. Ausgerechnet sie! Ich habe sie fast nicht erkannt. Auf den Fotos war sie natürlich viel jünger.

Am Ende hat er also doch noch bekommen, was er immer wollte.

Ich schielte die beiden aus halbgeschlossenen Lidern an, sah zu, wie sie sich küssten und in den Arm nahmen, und hatte ansonsten keine Chance, mich bemerkbar zu machen: Schläuche traten aus meiner Nase, und Medikamente flossen durch eine Kanüle in meinem Körper. Abgesehen davon, dass ich mich sowieso nicht gerade wie neugeboren fühlte.

Im Gegensatz dazu ist meine jetzige Situation das Paradies.

Wenn ich mich wenigstens besser bewegen könnte! Den Verschluss meines Stuhls kriege ich auch mit beiden Händen nicht auf. Allerdings, selbst wenn es mir gelänge, würde ich sowieso nur auf den Boden knallen. Da sehe ich mir lieber meinen Trinkbecher genauer an und versuche, ihn zu öffnen. Aber es gelingt mir nicht, selbst wenn ich die Zähne zu Hilfe nehme. Meine Finger weigern sich, die einfachsten Tätigkeiten auszuführen. Sabina ist das egal; sie lässt mich Ewigkeiten hier herumsitzen, während sie die Küche in Ordnung bringt. Immer schön arbeiten, fleißig wie eine Biene. Anna würde mit jemandem in meiner Situation bestimmt anders umgehen, wobei - sie wüsste ja genauso wenig, was mit mir los ist. Aber sie ist sowieso nicht da, und ich frage mich, was aus ihr geworden ist. Wieso kommt sie niemals hier vorbei? Wenigstens wegen Nils und Ole, immerhin ist sie ihre Tante.

Jetzt will Sabina mich schlafen legen, wie jeden Mittag um diese Zeit. Sie hat die Spülmaschine fertig eingeräumt, nimmt mir den Becher aus der Hand und macht den Verschluss meines Stuhls auf. Und egal, ob ich mit den Armen rudere oder nicht, sie bringt mich ins Bett, deckt mich zu und macht das Licht in meinem Zimmer aus. Sie schert sich nicht um meine Meinung, und auch sonst keiner.

Das Zimmer, in dem ich untergebracht bin, war früher mein Arbeitszimmer. Johannes und Sabina haben es in trauter Zweisamkeit für mich hergerichtet, dieses alberne Bett hineingeschoben und den Schreibtisch rausgetragen. So ändern sich die Zeiten. Und nun liege ich hier und versuche einzuschlafen - was bleibt mir anderes übrig? - und ich wünschte, Anna wäre bei mir. Ach, Anna!

SILVIE

Anna pflegte zu sagen, ich sei gebildet. Ich weiß, was sie meinte. In Wirklichkeit meinte sie *eingebildet*, aber sie sagte es nicht. Anna ist »nur« Hausfrau, und sie sagte das immer so, als wären es meine Worte, dabei hätte ich solch eine Unachtsamkeit nie in den Mund genommen. Im Gegenteil, ich bewundere Frauen wie Anna, die sich voll und ganz der Familie widmen, denn ich denke, für Kinder ist das schön. Doch nur weil es nichts für mich war, dachte sie, ich sähe auf sie hinab.

Dabei habe ich meine große Schwester immer bewundert. Als Kind sah ich neben ihr aus wie ein verstrubbeltes Pony neben einem glänzenden Stallpferd – aber sie nahm es nicht wahr, ich war die Kleine. Anna entschied, dass sie Querflöte lernte und ich Geige. Ich war begeistert, wie von allem, was Anna vorschlug. Wir übten nachmittags gemeinsam auf unseren Instrumenten. Oft genug spielte unser Vater dazu auf dem Klavier, und Anna rief strahlend: »Wir gründen mal eine Band!«

Das wollte ich auch! Auch wenn die Geige mir gar nicht lag, ich gab mir alle Mühe mit dem Instrument, konnte ihm

aber kaum einen sauberen Ton entlocken. In einer Band mit meiner Schwester, zwei Brüder wären unsere Ehemänner, und zu viert wären wir wie ABBA!

Nach einigen Wochen schlug unser Vater vor, dass ich mich besser an der Gitarre versuchte, sie entspräche vielleicht mehr meinem Charakter. Anna hörte es nicht gern. »Gitarre passt nicht zu Querflöte«, stellte sie fest und machte ein enttäushtes Gesicht. Fortan übten wir getrennt, aber ich durfte weiterhin abends ihr dunkles Haar bürsten, mich danach zu ihr ins Bett kuscheln und stundenlang mit ihr flüstern und kichern. Sie erzählte die schönsten Gruselgeschichten, die man sich denken konnte.

Wir dachten, das Leben ginge immer so weiter. Wir wuchsen miteinander auf, eine Selbstverständlichkeit in unseren Augen, wir würden größer werden und älter, das Geheimnis der Erwachsenenwelt in weiter Ferne. Als Anna sich schwach fühlte und nicht am Sportunterricht teilnehmen konnte, schob man es auf die Pubertät, auf die hormonelle Veränderung. Dass sie blass aussah und keinen Appetit hatte ebenso. Die Blutuntersuchung war reine Routine, eine Pflichterfüllung von Hausarzt und Eltern – man wollte sich nichts vorwerfen müssen. Dann der Anruf des Arztes, das erschrockene Gesicht meiner Mutter, das Knibbeln an den Fingernägeln während des Telefonats und die geflüsterten Worte: »Uniklinik. Noch heute? In Ordnung.«

Dass Anna an Leukämie erkrankt war, war für mich kein Grund, nicht weiter zu ihr aufzuschauen. Ganz im Gegenteil. Doch für sie änderte sich alles.

Ich begriff zuerst nicht, was für eine Krankheit das war, die meine strahlende Anna in ein dünnes, glatzköpfiges Mädchen verwandelte, das nicht mehr lächelte. Einmal wagte ich, meine Eltern ängstlich zu fragen, ob auch »etwas ganz Schlimmes« passieren könnte. Sie blinzelten stumm, waren den ganzen Tag über nicht mehr ansprechbar. Da konnte ich mir den Rest schon denken. Ich gewöhnte mir ab, zu fragen, und versuchte, Anna bei meinen Besuchen in der Klinik aufzuheitern, indem ich ihr erzählte, dass eine ihrer Freundinnen in Hausschuhen in die Schule gekommen war, doch sie sah durch mich hindurch. Abends in meinem Zimmer legte ich ABBA auf und grübelte stundenlang. Der Gedanke, dass das Schicksal ein frühes Ende für meine Schwester vorgesehen haben könnte, grub sich täglich tiefer in mir ein, machte es sich dort bequem wie eine Katze im Heuhaufen. Ein Leben ohne Anna konnte ich mir einfach nicht vorstellen. Ich hatte keinen Appetit mehr, genauso wenig wie sie. Ich dagegen kotzte nicht.

Als man sie nach fast einem Jahr Klinikaufenthalt als vorerst geheilt, aber glatzköpfig und wimpernlos entließ, stand ich an der Schwelle zur Pubertät und war so groß wie sie. Sie sah sich in meinem Zimmer um, betrachtete schweigend die Poster von The Police und fragte: »Wo sind denn die ABBA-Poster hingekommen?«

Ich schluckte. »Weg. Ich ... ähm ... höre jetzt was anderes.«

Wortlos verließ sie mein Zimmer, und ich eilte ihr hinterher. »Soll ich dir mal eine Platte von denen vorspielen? Die sind super!«

Sie blieb stehen und blickte mich unter ihrer braunen Perücke böse an. »Hättest du nicht auf mich warten können? Ich bin älter als du und kann nichts dafür, dass ich Leukämie hatte. Nicht nur, dass du jetzt andere Musik hörst. Du bekommst auch noch einen Busen!«

»Entschuldigung«, flüsterte ich.

Spätestens ab diesem Moment ahnte ich, dass es zwischen uns nie mehr so werden würde wie früher. Ein Stück meiner alten Anna war mit der Chemo zerstört worden, unwiederbringlich.

Während Anna nach ihrem Realschulabschluss in einer Schneiderlehre aufging, und es so aussah, als hätte sie endlich wieder ein wenig Spaß am Leben, wechselte ich zum Ende ihrer Ausbildung auf die Oberstufe und lernte dort ein Jahr später Johannes kennen. Ich stand auf Pink Floyd und trug selbstgestrickte Pullover und Camelboots, während Anna Ballerinas und filigranen Silberschmuck trug. Ich konnte viele Beatles-Songs auf der Gitarre spielen und war deshalb auf jeder Spontanparty am Ufer eines der umliegenden Seen gern gesehen; selbst die Jungs sangen lauthals mit, wenn sie gekifft hatten. Johannes hatte die elfte Klasse in den USA verbracht – in seinen Kapuzenpullis und mit seiner Baseballkappe passte er überhaupt nicht zu unserem Trupp aus Jutetaschenträgern. Die Jungs, mit denen ich auf Partys knutschte und die mir beibrachten, wie man eine Bierflasche mit dem Feuerzeug öffnet, trugen speckige Jeans und löchrige T-Shirts und jobbten an Tankstellen. Er schloss sich uns an, indem er sich in den Pausen zu uns in die Raucherecke gesellte. Die Arme verschränkt, lauschte er unseren Gesprächsthemen, die wir

für intellektuell hielten: Politik, Umweltschutz, Emanzipation. Ich fragte mich, warum er unsere Nähe suchte, wo wir doch seine tollen Erfahrungen, die er in Amerika gemacht hatte, nicht teilten. Er hatte die große weite Welt gesehen, wir nur die kleine Welt zwischen Hanau und Büdingen. Ich dachte, er wird sich bald seinesgleichen suchen.

Aber er wusste gar nicht, wer seinesgleichen war.

Eines Sommerabends auf einer Party am Seeufer rief er plötzlich über die Köpfe aller hinweg: »Hey, Silvie!«

Ich sah von der Gitarre auf und strich mir eine blonde Haarsträhne aus der Stirn. »Kannst du *Wish you were here* von Pink Floyd spielen?«, fragte er hoffnungsvoll, aber es klang für mich dennoch von oben herab, so nach dem Motto: Kannst du doch eh nicht!

Ich bedachte ihn mit einem Zucken der Augenbraue und antwortete: »Aber nur, wenn du mitsingst.«

Dann begann ich mein Spiel. Es lag mit Sicherheit am Haschisch, dass mir kein einziger Patzer unterlief. Besonders das Intro hat es in sich; ich hatte es ewig üben müssen und war oftmals daran verzweifelt. An diesem Abend konnte ich den Song von vorn bis hinten ohne einen einzigen Fehler durchspielen. Johannes sang nicht mit. Er wischte sich verstohlen die Augen, aber ich war nicht so borniert zu glauben, mein Spiel rührte ihn.

An diesem Abend gewann er mein Herz; ich wusste, wie sich Verlust anfühlt.

Er sprach mich an diesem Abend nicht noch einmal an; um genau zu sein, verschwand er grußlos, nachdem ich fertig war. Doch ich hatte bei ihm einen Stein im Brett, er

grüßte mich nun in den Pausen. Er kam jetzt öfter zu unseren Partys, ohne jedoch nochmals einen Musikwunsch zu äußern.

Eines Abends, als wir im Wagen meiner Mutter unterwegs zu einer Disco waren, saß er vorn neben mir. Zwar hatte ich keine Gitarre dabei, ich fuhr ja auch, aber wir sangen alle lauthals zu The beautiful Souths *Song for whoever*. Aus einer Laune heraus beugte ich mich zu ihm hinüber und fragte: »Sag mal, wie hieß eigentlich deine Freundin in Amerika?«

Johannes schaute stur geradeaus. Hatte er mich überhaupt gehört?

»Sabina«, verriet er schließlich.

Ich steuerte weiter und summte bei den anderen mit. Sabina. Ich fragte mich, wie sie aussah. Blond, wie ich? Brünett? »Das hört sich gar nicht amerikanisch an«, bemerkte ich.

Er nickte. »Ihre Mutter ist Deutsche. Spricht auch perfekt Deutsch.« Dann schwieg er wieder. Plötzlich tippte er mir auf den Arm. Erstaunt drehte ich den Kopf zur Seite.

»Wenn du magst, besuch mich doch mal. Ich kann dir Bilder zeigen.«

»Gern«, nickte ich und lächelte zaghaft.

An diesem Abend sah ich ihn zum ersten Mal tanzen.

Ein paar Tage später fuhr ich zu ihm nach Hause. Er wohnte in einer Villa im nobelsten Stadtteil von Hanau.

Mit offenem Mund stieg ich aus dem Auto. Das Haus stand zurückgesetzt auf einem leicht ansteigenden Grundstück. Vorn zur Straße hin gab es ein schweres, gusseisernes Tor, und ich legte zaghaft den Finger auf die

Klingel. Fast erwartete ich einen Butler, der mir das Tor öffnen würde – es ertönte jedoch lediglich ein Summer. Ich erinnere mich noch daran, wie Johannes mir die Tür öffnete und mich seiner Mutter vorstellte, die im Wohnzimmer Blumen goss. Ich betrachtete sie verstohlen, sie sah aus wie eine Schauspielerin, eine Berühmtheit aus einer Zeitschrift, und nicht wie eine ganz normale Mutter. Alles an ihr wirkte gepflegt und edel, genauso wie das Innere des Hauses. Ich hatte noch nie solch edle Vorhänge gesehen. Sie streckte mir die Hand entgegen.

»Du bist also Silvie? Freut mich.«

Ich schüttelte ihre Hand und brachte gerade mal ein schüchternes »Hallo« zustande, bevor Johannes mich weiter in sein Zimmer führte.

Da es keine andere Sitzgelegenheit gab, ließ ich mich auf einer Ecke seines Bettes nieder und schaute mich um. Der Raum war nicht besonders groß, aber wie sich herausstellte, gehörten ihm auch ein angrenzendes kleines Badezimmer sowie ein Raum mit Schreibtisch und braunem Ledersessel. Die Möbel waren alt – ich hätte sie als Antiquitäten eingestuft.

Er folgte meinem Blick und sagte: »Das Zeug ist von meinem Vater. Ist gestorben, als ich klein war.«

»Oh«, sagte ich und nickte, schob das Bettzeug beiseite, damit ich besser sitzen konnte, und fragte mich, was wohl mit seinem Vater passiert war.

Offenbar spiegelten sich meine Gedanken auf meinem Gesicht wider, oder aber er war es gewohnt, diese Fragen früher oder später zu hören. Er sagte: »Er war zwanzig Jahre älter als meine Mutter. Sie waren nur fünf Jahre

verheiratet. Meine Mutter machte eine große Erbschaft, und die restlichen Verwandten redeten nicht mehr mit uns.«

Oha, dachte ich und fragte: »Kannst du dich noch an ihn erinnern?«

Er schüttelte den Kopf. »Nö. Ist halt so. Hab ich eben nur eine Mutter, ist auch okay.«

Ich nickte und sah mich weiter um. An der dem Bett gegenüberliegenden Wand standen zwei große, ebenfalls alte Regale, auf denen alles kreuz und quer lag, darunter etliche Baseballkappen. Er hatte ja immer diese Sportklamotten an, Nike größtenteils, von Kopf bis Fuß, die obligatorische Baseballkappe fehlte nie. Ich war mir nicht sicher, ob ich ihn gut finden sollte, rein äußerlich.

Er griff neben seinem Bett nach einem Fotoalbum und schlug es auf. Ein Mädchen mit glänzenden schokobraunen Haaren und hellbraunen Augen strahlte mich an. Ihr Gesicht war mit Sommersprossen übersät, die Zähne blitzten weiß, sie riss die Arme in die Höhe, als rief sie »Tadaaa!« Johannes blätterte weiter. Auf den folgenden Seiten vollführte das Mädchen anmutige Turnübungen auf einer grünen Wiese, sie schlug Rad, machte einen Handstand. Dazu stets dieses sympathische Lachen, der schlanke Körper verrenkte sich anmutig, und ich sank mit jedem weiteren Foto mehr in mich zusammen. Auf der letzten Seite des Albums gab es ein Bild von ihm und ihr, sie strahlten um die Wette. Johannes lugte mit seinen braunen Augen schelmisch unter dem Schirm der Baseballkappe hervor, sie lachte lauthals, die kinnlangen Haare umrahmten ihr Gesicht. Sie sahen aus wie zwei-

Werbeamerikaner – den beiden hätte man alles abgekauft. Dass sie Cheerleaderin war, ahnte ich nicht, ich hielt das für ein Klischee aus amerikanischen Filmen. Er sah geradezu so aus, als könne auch er lauthals lachen – was ich persönlich noch nie erlebt hatte.

»Danke, dass du mir die Bilder gezeigt hast«, sagte ich und sah ihn mitfühlend an. Ihm kullerte eine Träne über die Wange, und er schloss die Augen.

»He, Johannes«, sagte ich und strich ihm mit meiner Hand über die Wange. Da schluchzte er, und seine Unterlippe zitterte. Es sah nicht hübsch aus, aber so verletzlich, so rührend. Ich konnte nicht anders, als ihn in den Arm zu nehmen – jeder hätte das getan. Und während ich seinen Kopf streichelte, wollte ich nichts anderes, als ihn zu trösten. Ich wischte mit dem Daumen seine Tränen weg, eine nach der anderen, doch ich kam nicht nach, er weinte immer mehr, bis es schließlich seinen ganzen Körper schüttelte.

So lagen wir eine halbe Stunde beisammen, ein Freund und eine Freundin. Mehr war nicht, wobei das natürlich schon eine Menge ist. Er war noch nicht mal mein Typ – ein langhaariger Motorradfahrer hätte weitaus besser zu mir gepasst als dieses Söhnchen aus gutem Hause. Ich hätte mich auch mit ihm geschämt, auf keinen Fall wollte ich meinen Eltern und Anna einen Freund vorstellen, der ihnen gefiel. Nie im Leben! Dass er sich an meiner Schulter ausheulte – für mich war das so etwas wie eine Ehre und eine Bestätigung meines besonders ausgeprägten Einfühlungsvermögens. Mit neunzehn genügte mir das.

So ging es bis zu den darauffolgenden Sommerferien. Ich wusste mittlerweile alles über Sabina. Sie war neben zwei Brüdern das Nesthäkchen seiner deutsch-amerikanischen Austauschfamilie und hatte den Auftrag, von dem netten Jungen aus Deutschland ein bisschen das »Deutsch der heutigen Jugend« zu lernen. Johannes hatte dadurch jede Menge Gründe, viel Zeit in Sabinas Zimmer zu verbringen. Jeden Dienstag- und Donnerstagnachmittag lagen sie sich in den Armen, bis die Mutter von der Arbeit nach Hause kam. So lange, bis seine Lippen schmerzten und Sabinas Kinn rot leuchtete. Und beide wund waren zwischen den Beinen, das brauchte er mir nicht zu sagen. Nachdem er ein halbes Jahr in den USA war, verunglückte einer von Sabinas Brüdern tödlich. Für Sabina brach eine Welt zusammen, doch Johannes fing sie auf. Ich konnte mir vorstellen, wie sie das zusammengeschweißt hatte und dass er noch immer an sie dachte. Doch eines Tages überraschte er mich mit der Aussage, er wolle Sabina endlich vergessen. Er hatte erfahren, dass sie einen neuen Freund hatte, einen Typen aus der Footballmannschaft. Doch obwohl er sie angeblich vergessen wollte, hing ihr Foto weiterhin neben seinem Bett. Was mich nicht störte, wir waren nur Freunde. Darüber hinaus hatten wir kein Interesse aneinander.

Dies änderte sich schlagartig, als ich meinen Schlabberpulli ab- und mir einen Jeansrock und ein enges Oberteil zulegte. Ich wollte mal etwas Neues ausprobieren.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte er, als ich auf einer Party eintrudelte. »Warst du beim Zahnarzt?«

Ich tippte mir an die Stirn. »Johannes, ich glaube, es ist alles neu an mir - alles, bis auf meine Zähne«, antwortete ich und gesellte mich zu meinen Freundinnen, die mein Outfit bewunderten. Die meisten hatten längst ihre Ökophase hinter sich. Johannes kam mir hinterher und berührte mich an der Schulter.

»Sorry, Silvie. Keine Ahnung, wie ich auf Zahnarzt gekommen bin!« Er grinste verlegen. »Du siehst gut aus, wirklich. Gefallen mir, deine neuen Klamotten.«

Ich hob die Schultern. »Ist schon gut.«

Trotzdem fixierte er mich noch den ganzen Abend, und obwohl ich es nicht wollte, fühlte ich, wie mir die Röte in die Wangen stieg. Hallo? Ich war noch die Gleiche wie vorher!

Allerdings scharwenzelten auch die anderen Jungs an diesem Abend auffällig um mich herum. Wahrscheinlich lag ich - aus heutiger Sicht - doch recht aufreizend in der Gegend herum, mit meinem kurzen Jeansrock und dem darunter hervorblitzenden schwarzen Slip.

Johannes ließ mich nicht aus den Augen. Egal, in welchen Raum der Party ich wechselte, ich konnte sicher sein, dass er kurz darauf folgte.

»Hallo Patrouille«, sagte ich, als er erneut hinter mir stand. Er drehte mich zu sich herum und hielt meinen Blick fest. Ich blinzelte und sah zuerst weg. Mir war noch nie aufgefallen, dass er so schöne braune Augen hatte. Manchmal reicht das, um mit jemandem nach Hause zu gehen.

Am nächsten Morgen fiel mein Blick durch meine zerzausten Haare auf Sabinas Bild an der Wand. Sie

strahlte mich mit ihren weißen Zähnen an; ihr schokoladenfarbenes Haar glänzte in der Sonne, und ich fühlte mich wie ein Straßenkötter. Johannes war schon wach. Er stützte sich auf den Ellbogen und folgte meinem Blick.

»Denkst du noch oft an sie?«, fragte ich.

Er hielt unwillkürlich die Luft an und hob schließlich die Schultern. Es folgte ein langer Seufzer.

Dann fuhr er mich nach Hause.

Tagelang dachte ich an diese Nacht zurück. An seine Hände, wie sie mich gestreichelt hatten, und an seine Lippen, die mich geküsst hatten. An den Sex. Aber ich konnte unmöglich zu ihm gehen, ihn anrufen – wir waren Freunde, und was passiert war, musste ein Versehen gewesen sein. Er schien es auch so zu sehen, er rief mich ebenfalls nicht an.

Als wir uns schließlich in unserer Stammdisco trafen, gab es mir einen Stich, der mir zunächst ins Herz fuhr, anschließend in den Bauch und dann zwischen die Beine. Wir grüßten kurz, er mit einem Nicken, ich hob meine Bierflasche. Unauffällig verfolgte ich jeden seiner Schritte. Er quatschte an diesem Abend mit vielen Mädchen und lachte oft. Er, der sonst nie lachte, scherzte und schäkerte mit einem Mädchen aus dem Deutsch-Leistungskurs, wie ich es noch nie bei ihm erlebt hatte. Dann wandte er sich Nicole zu, die ich noch nie hatte leiden können, und kitzelte sie unterm Kinn. Trank ein Bier. Er – der sonst nie etwas anrührte! Schließlich legte er seine Hand zwischen ihre Schulterblätter und schob sie wie selbstverständlich zur Bar, bestellte etwas. Ich hatte einen Kloß im Hals.

Gleichzeitig regte sich Trotz in mir. Umständlich bahnte ich mir den Weg durch die tanzende Menge und tippte ihm auf die Schulter. »Hi, Johannes.«

Er schien überrascht, dass ich zu ihm gekommen war. »Ach, Silvie! Na, alles klar?«

Ich schüttelte den Kopf. »Irgendwie nicht. Ich meine ...« - ich deutete auf Nicole - »... was ist denn mit Sabina?«

Er blickte mich überrascht an. »Was soll mit ihr sein?«

»Pff!«, machte ich, ließ ihn stehen und stürmte aus der stickigen Diskothek ins Freie - es war warm draußen, die Nächte waren nicht mehr so kühl wie noch zwei Wochen vorher. Vor dem Gebäude steckte ich mir eine Zigarette an und kramte nach meinem Autoschlüssel - ich hatte genug gehört. Im selben Moment trat er aus der Tür, schaute sich suchend um und kam dann zu mir rüber. »Sag mal - bist du noch ganz dicht?«

Ich gab keinen Ton von mir.

»Also weißt du!«, schnauzte er. »Was ist denn los mit dir? Erst meldest du dich nicht, und kaum siehst du mich, stellst du mich stasimäßig zur Rede. Was sollte die Frage nach Sabina? Ich bin nicht mehr mit ihr zusammen, fast schon ein Jahr nicht mehr, das weißt du doch!«

»Aber du denkst noch an sie!«, rief ich.

Er sah kurz zu Boden, dann fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen. »Silvie, das Leben muss doch weitergehen. Sie ist mit diesem Footballtypen zusammen - ich lebe hier in Deutschland. Ich muss mich schließlich auch weiterentwickeln.«

»Na dann. Viel Spaß beim Entwickeln«, wünschte ich und lief los zu meinem Auto.

Er eilte mir hinterher und hielt mich am Arm fest. »Ich weiß nicht, was du willst!«, rief er. »Du machst ständig mit allen möglichen Typen rum. Wieso soll ich leben wie ein Mönch, nur weil ich vielleicht manchmal noch an Sabina denke?«

Ich konnte nur den Kopf schütteln und versuchte, mich von ihm loszumachen – aber er hielt mich fest, zwang mich, ihn anzusehen. »Hatte es nur mit Sabina zu tun, dass du mich nicht angerufen hast?«

Ich sagte noch immer nichts, blickte ihn nur herausfordernd an. Er hätte mich doch auch anrufen können!

»Sag doch mal was, Mensch! Was sollte die Aktion eben? Du hast dich aufgeführt, als wärst du eifersüchtig, und jetzt kriegst du die Klappe nicht auf und rennst weg!« Ich stand da und konnte nichts sagen. Ich wollte ihn küssen und ihn in mir haben, sehnte mich nach seinen Händen, wollte ihn riechen und schmecken – aber mich anbiedern, nein, das wollte ich nicht. Er hob die Schultern, ließ mich stehen und ging wieder hinein. Ich blickte ihm hinterher, nahm seinen federnden Gang wahr, den festen Hintern. Eine Weile lang atmete ich schwer die stehende Luft der lauen Sommernacht in mich ein, zog an meiner Zigarette und hatte Flugzeuge in meinem Bauch. Er sah so süß aus, seitdem er die Baseballkappe nicht mehr trug.

Vielleicht würde er Sabina ja vergessen. Das Leben musste weitergehen, er hatte es selbst gesagt.

Drinnen sah ich mich suchend um, stromerte durch den ganzen Laden – aber er war nirgends zu entdecken. Nur diese Nicole stand an der Bar mit ihrem Gin Tonic und hob die Augenbrauen. »Suchst du den Johannes?«, fragte sie.

»Nö«, sagte ich, »ich hab was vergessen.«

Sie grinste. »Ja, klar.«

Ich sah zu, dass ich wieder zum Ausgang kam, und genau dort stand er. Mit verschränkten Armen lehnte er an der Wand neben der Ausgangstür und legte den Kopf schräg. »Du bist ja immer noch hier.«

Ich trat vor ihn hin. »Bitte komm mit. Bitte«, sagte ich.

Er nickte.

Ich fuhr einhändig. Meine rechte Hand lag auf dem Schritt seiner Jeans, und ich genoss es, wie er unter mir hart wurde.

Am nächsten Morgen betrachtete ich wieder Sabinas Foto an der Wand und fasste mir ein Herz. »Meinst du, du könntest es abhängen?«, fragte ich. »Es vielleicht woanders aufstellen?«

Johannes antwortete mit einem Kuss.



MEIN ALLTAG BESTEHT aus Essen und Schlafen. Zwischendurch werde ich gewaschen und gekämmt – das hasse ich. Mit dem Kamm zerren sie so forsch an meiner Kopfhaut, dass ich laut protestiere. Dabei könnte ich es selbst tun. Man belächelt mich. Ich soll mich nicht so anstellen, sagt man, und macht munter weiter. Anschließend schieben mich Johannes oder Sabina raus an

die frische Luft, das soll mir angeblich guttun. Vorher geht's die Treppe hinunter, zuerst mein fahrbarer Untersatz, danach ich. Sabina ist immer völlig aus dem Häuschen, wenn wir draußen unterwegs sind. Alles Mögliche will sie mir zeigen. »Guck mal, ein Baum; wie schön die Blätter im Wind wackeln«, flötet sie. Und ständig fummelt sie an mir herum. Zupft an meiner Kleidung und an meiner Decke, richtet mich auf, wenn ich in mich zusammensinke. Ich kann es nicht leiden, wenn sie das tut. Ich habe es lieber, wenn Johannes sich um mich kümmert – von ihm lasse ich mir alles gefallen, auch, dass er mich in den Arm nimmt und wiegt, wenn es mir nicht gutgeht und ich über meine Lage verzweifelt bin. Dass ich hier mit den beiden zusammenleben muss, hätte ich mir in meinen schlimmsten Alpträumen nicht ausgemalt. Sabina sagte neulich, sie sei ja so glücklich, dass sie uns alle habe. Unglaublich ist das. Dabei hätte ich auch ein bisschen Glück verdient. Noch dazu war ich so kurz davor. Manchmal gehen wir zu einer Gruppe von Leuten, die in der gleichen Situation sind wie ich. Alle dort fangen wieder bei Adam und Eva an – alles, was wir jemals beherrscht haben, ist aus unseren Köpfen und Körpern ausgelöscht. Uns eint das gleiche Schicksal, zumindest vermute ich das. Keiner merkt, was wirklich mit uns los ist und dass wir alles mitkriegen, was um uns herum passiert, auch wenn wir lallen oder sabbern. Sabina beklagt in dieser Runde häufig, dass ich zu viel schreie. Beifälliges Nicken begleitet ihre Schilderungen, was mich mitunter so zornig macht, dass ich mich erneut in Rage bringe. Davon wird Sabina ganz nervös, streichelt mir über den Rücken und über den

Kopf, doch das beruhigt mich keineswegs. Im Gegenteil. Und zu Hause beklagt sie sich dann bei Johannes, dass ich offensichtlich keine ihrer Zuwendungen ertrage, wo sie doch alles für mich tue. Das wurmt sie natürlich. Wenn ich wieder sprechen kann, werde ich die Sache aufklären. Wenn, denn bisher bin ich meilenweit davon entfernt. Genauso weit wie von einer einzigen motorischen Glanzleistung. Aber ich arbeite daran. Die Ärzte sagen, ich sei möglicherweise etwas bequem. Bequem? Das ist wirklich unverschämt. Wie gern würde ich einmal allen hier die Meinung geigen!

Stattdessen hänge ich meinen Erinnerungen nach und denke darüber nach, was geschehen ist, seit ich Anna das letzte Mal sah. Und wann es begann, dass sie mir zusehends entglitt.